

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Regine Sylvester
Soll man so leben?

Kleinere Texte zu größeren Fragen

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Vorwort	7
CITYLIGHTS	
Erstes Licht	17
Clinton in meiner Hand	19
Katzen auf dem Blechdach	22
Grüne Männer, grüne Zettel	24
Der Kritiker als Sandkorn	26
Wir sehen uns später	30
Zeitgeist und Behaglichkeit	33
Da steht der Joop! Da lacht der Walz!	35
WETTERLAGE – KÖRPERLAGE	
Der Himmel über Berlin	41
Wie man ein schlechter Mensch werden kann	43
Ein Hauch von Leichtsinn weht über der Bar	46
Wir sind gut angekommen!	53
SCHÖNER WOHNEN	
Schloss aus dem Westen	61
Warum ich in keiner WG wohnen kann	64
Hitchcock in meiner Küche	67
Wie man eine Katze im Sack nicht kauft	76

Digitaler Schock	79
Diktat der aufgeschreckten Hormone	82

MANN UND FRAU

Bin ich schön genug?	87
Nackte Kerle in der City	91
Viagra. Das blaue Wunder	93
Ballsaison I	95
Ballsaison II	97
Wie Männer älter werden	99
Steigt herab, Schwestern!	109
Endlich ein Pilot!	111
Gute Vorsätze für Problemzonen	115

GUTE ZEITEN – SCHLECHTE ZEITEN

Mein Briefkasten	119
Kein Hauch von Schlendrian	122
Deutschland im Herbst	127
Wir sind so frei	130
Trösterchen und Prösterchen	138
Ein Lindwurm hat die Stadt geschrumpft	140
Da geht die Post ab	144
Mitwisser im Jungbrunnen	146
Wir Unterhundertjährigen	148

Nachts, wenn ich schlafe, kommen Diebe ins Haus und klauen Fahrräder. Sie sägen das gedrechselte Geländer ab. Fremde Menschen stellen im Dunkeln einen alten Schrank in den Treppenflur und verschwinden. Vor meinem Fenster hockte nachts eine schluchzende Prostituierte, der ein geflüchteter Freier das Täschchen entrissen hatte. Ihre Kolleginnen eilten tröstend herbei, und von oben sah der geschlossene Frauenkreis aus großen Busen und Hinterteilen wie eine prächtige Torte aus.

Nachts liegt die Straße in einem bleichen Licht. Sie ist keine Glanzmeile mit Schaufenstern, sondern eine Kette dunkler Korridore zwischen Laterneninseln, mit Schattenspielen wie in einem expressionistischen Film. Hohe Portale ohne Gegensprechanlage, vernageltes, verlassenes Parterre. Sperrgitter schützen die Synagoge und die jüdische Gemeinde. Polizisten halten Maschinenpistolen im Arm. Die Ödnis einer Zwischenzeit liegt über dem Baugelände neben dem autonomen Kunstzentrum »Tacheles«.

Nachts, wenn ich schlafe, reißen Bautrupps die Straße auf und sperren immer neue Gruben mit rot-weißen Bändern ab. Die Wirtin der Kneipe »Anna Koschke« ist in eine Grube gefallen und bediente danach ihre Gäste mit verschollenem Gesicht.

Manchmal ist die minderjährige Tochter nachts nicht zu Hause. Sie schläft dann bei Freundinnen. Neulich saßen die Mädchen bei Kerzenlicht um einen Tisch. Sie hielten sich bei den Händen und murmelten die Beschwörung: »Kurt Cobain, wir rufen dich!«

Nachts laufen junge Biertrinker über die Autodächer, ungerührt von den Drohrufen des Rentners, der nicht schlafen kann. Im Morgengrauen kommen Polizisten und schieben grüne Zettel unter meinen Scheibenwischer, obwohl ich nur ein ganz kleines Stück ins Parkverbot rage. Mit dem ersten Licht führen Leute ihre Hunde aus, die schnüffeln an den Flaschen, Kondomen und Papptellern, die von den spontanen Partys im Monbijoupark übrig geblieben sind.

Jede Nacht verwandelt sich die Gegend, in die ich morgens zurückkehre. Diesmal hängt mit Tesaband an meinem Briefkasten eine rote Rose. Sie wippt in meiner Hand auf dem Weg zum Auto. Weg mit dem grünen Wisch von der Windschutzscheibe, die Sonne scheint, die Kellner stellen Bänke raus, und ich fahre hoch gestimmt mit lauter Musik um die Kurve zur Arbeit. Ein Anruf zu Hause ergibt später, dass die Rose für die Tochter bestimmt war. Die Welt ist wieder in Ordnung. Berlin-Mitte. Da bin ich zu Hause. Ich kenne keinen, der von hier wegwill.

Clinton in meiner Hand

Der Polizeipräsident in Berlin hat einen grünen Zettel in meinen Hausbriefkasten gesteckt: »Der Präsident der Vereinigten Staaten, Herr William Clinton, besucht im Rahmen seines Deutschlandaufenthalts auf Einladung des Bundeskanzlers unsere Stadt«.

Zuerst hat mich das »William« irritiert, das nach einem ganz anderen Menschen klingt als jenem bekannten Bill. Aber der Zugriff des Polizeipräsidenten zum offiziellen Taufnamen unseres amerikanischen Gastes unterstreicht meine Mitverantwortung am Staatsbesuch. Denn genau diese fordert der folgende Text: »Achten Sie auf verdächtige Personen oder ungewöhnliche Umstände. Lassen Sie am Besuchstag, aber auch schon am Tag vorher, keine fremden Personen – auch nicht gegen Entgelt – unbeaufsichtigt in Ihren Räumen verweilen. Seien Sie misstrauisch, wenn Fremde in Ihrem Aufsichtsbereich Gepäckstücke oder Kraftfahrzeuge deponieren wollen. Weisen Sie die Polizei auf Personen hin, die beim Erscheinen des Staatsgastes die Absperrungen zu durchbrechen versuchen. Merken Sie sich das Aussehen dieser Personen, und machen Sie sich Notizen.«

Nun habe ich also einen Aufsichtsbereich. Hatte ich noch nie. Aber wie weit reicht der? Ein paar Meter von meiner Wohnung entfernt steht die Synagoge, die

Clinton besuchen will. Dass seine Sicherheit in meine Hand gelegt wird, unterscheidet sich deutlich vom letzten von mir beobachteten Staatsbesuch der Synagoge in der Oranienburger Straße:

1988 kam Erich Honecker zur Grundsteinlegung für den Wiederaufbau. Schon in der Nacht zuvor besetzten wortkarge Männer Hauseingänge und Dächer. Am Morgen ratterte eine kleine Diesellampe vom Gartenbauamt heran, und ein Mann steckte drei grüne Tännchen ohne Wurzeln in ein unwirtliches Eck an der Krausnickstraße. Der alte Schuster hatte plötzlich Gardinen im Hintergrund seines trüben Ladenfensters mit Absatzmodellen. Ein paar Tage vorher hatten Bautrupps die Fassaden der Häuser aus Honeckers möglichem Blickwinkel – aus dem Auto hoch bis in die erste Etage – teils übermalt, teils, wenn die Löcher im Putz zu groß waren, mit Gerüsten kaschiert.

Es war ein sehr kalter Tag. Die Wohnung kühlte aus, weil ich am Fenster hing, als draußen die schwarze Wagenkolonne vorbeischoss. Am Ende fuhr ein großer weißer Rettungswagen. Gegenüber parkte das diplomatische Korps, die Chauffeure standen rauchend zusammen, als die Botschafter in der Synagoge verschwunden waren.

Im Westfernsehen redete sich gerade Bundestagspräsident Philipp Jenninger um seinen Posten. Er war noch dabei, als die schwarzen Karossen nach dem Festakt zurückfuhr. Nahezu zeitgleich tuckerte schon der kleine Laster herbei, der Gärtner zog die drei Tännchen aus der Erde und warf sie auf die Ladefläche. Gerüstbauer begannen zügig mit der Demontage

ihrer Latten und Leitern, bloß waren jetzt noch mehr Löcher in den Fassaden. Ich schloss das Fenster.

Ich war ein Zaungast ohne Aufsichtsbereich. Sicherheit war damals allein was für die Sicherheit. Jetzt trage ich die Last des grünen Zettels. Von Besuchen – auch gegen Entgelt – bitte ich für die Zeit von Clintons Visite abzusehen.

Katzen auf dem Blechdach

Die Nutten in der Oranienburger Straße tragen weiße Turnschuhe. Die andauernde Hitze, die auch abends wenig nachlässt, erzwang eine Änderung der gewerblichen Kleiderordnung, zu der eigentlich Überkniestiefel in verschiedenen Lackfarben gehören. Diese feste Verpackung hielt keine mehr aus. Jetzt sehen die Mädchen plötzlich ganz anders aus: wie gut gebaute Sportlerinnen. Sie zeigen kaum mehr nacktes Fleisch als derzeit die durchschnittliche Passantin. Statt auf hohen Pfennigabsätzen mit der dazugehörigen entschlossenen Körperhaltung stehen die käuflichen Mädchen entspannt am Straßenrand, verspielter, privater und viel kleiner als sonst.

Die Hitze verändert Details. Meinem Farn, der ewig auf dem Fensterbrett vor sich hin mickerte, wachsen üppig-grüne Wedel, die Eier frei laufender Hühner passen nicht in die dafür vorgesehenen Mulden in der Kühlschranktür. Ich sah einen Polizisten, der ein Auto im Halteverbot aufschreiben wollte, in seiner Umhängetasche nach dem Block wühlte und mit einer wegwerfenden Handbewegung aufgab. Dann ging er mit schleppendem Schritt auf die Schattenseite.

Die Zeitungen schreiben, wir sollen uns ein Beispiel an den Beduinen nehmen, die das Mittagsschläfchen von zwölf bis vier Uhr heilig halten.

Wir, keine Beduinen, müssen uns etwas anderes ausdenken, um mit der Hitze umzugehen. Zwei Redakteure wollten Tisch-Ventilatoren kaufen. Der eine kam mit leeren Händen vom totalen Ausverkauf in Berlin-Mitte zurück, der andere schwankte krebsrot unter einem übermannshohen Wirbelgerät heran, das ihm nun wie im Windkanal die Haare wegbläst. In den Sitzungen vibrieren die Damen mit bunten Fächern, die jahrelang zu Hause rein dekorativen Zwecken dienen. Der Auslandsredakteur kam erstmals in der Turnhose zur Konferenz.

Richtig leben kann man nur noch nachts.

Die Hitze verwandelt uns in Südländer mit Sehnsucht nach Leben auf der Straße. Plötzlich stehen Klappstühle mit schwatzenden Mietern in den Eingängen, Kinder kreischen gegen Mitternacht um die Ecke, die wilden Katzen liegen auf den warmen Blechdächern der parkenden Autos. Weil die Leute überhaupt nur nachts in Bewegung kommen, hallen zu ungewohnt später Stunde die Geräusche der Liebe im Tonschacht meines Hinterhofs wider. Und selbst der alte Suffkopp von gegenüber legt bei der späten Heimkehr eine Hand auf den Hintern seiner stillen Frau.

Grüne Männer, grüne Zettel

Der Polizeipräsident von Berlin hat mich zu seiner Brieffreundin gemacht. Mehrmals die Woche hinterlegt er unter seinem noblen Titel eine Nachricht in meinem Kasten. Er will immer nur das eine: Geld – für falsches Parken, unerlaubte Schrägstellung, Fehlinterpretation von Schildern. Wenn ich ihn um Nachsicht bitte, weil ich nur winzige dreißig Zentimeter auf dem Sperrstreifen stehe oder weil mich die Verkehrssituation zu einer gewissen Schrägstellung zwang, antwortet er im harschen Ton mit einer Verdopplung der Gebühr. Widerspruch mag er nicht.

Manchmal hat er mich zwei Mal täglich im Auge: hier bei der Arbeit in der Liebknechtstraße und noch mal privat zu Hause. Er lässt auch am Sonntag und sogar am Heiligen Abend seine uniformierten Helfer nach meinem Auto suchen und ein grünes Zettelchen unter den Scheibenwischer stecken. Im Winter lege ich es mit dem Handfeger unter tiefem Schnee auf der Windschutzscheibe frei, im Sommer flattert es grüßend schon von fern.

Die Polizei muss mehr Geld für die Landeskasse eintreiben. Alle fünfzehn Sekunden machte sie in diesem Jahr Parksünder dingfest. Meistens mich.

Natürlich akzeptiert die Bürgerin in mir die Notwendigkeit einer Straßenverkehrsordnung. Aber die

wurde ausgedacht, als diese Stadt auf ein geregeltes Nebeneinander von fließendem Verkehr und Parkzonen verfügte. Als Berlin noch bewohnbar und befahrbar war, bevor der Aufschwung Ost mit Absperrbändern die Territorien neu verteilte.

Inzwischen haben Bagger in tiefe Gruben verwandelt, was vorher die Parkplätze in meiner Straße waren. Ohne Absprache mit den Anwohnern stellen Hilfskräfte im Morgengrauen neue Verbotsschilder auf. Für den privaten Autohalter, der vor seinem Fenster Baustofflager, mobile Toiletten und Wohncontainer wachsen sieht, ergibt sich eine gewisse Ausweglosigkeit: Er müsste sein Auto mit einer Kette hochziehen und im Fensterrahmen festmachen. Ehemals freundliche Nachbarn schubsen sich schreiend vor der letzten Parklücke, weil beide ihr Auto da reinsetzen wollen. Jeder war zuerst da.

Das Geld ist knapp in der Stadt. Ich vermute, dass ich eine Polizistenfamilie unterstütze. Die macht beim Abendbrot Kassensturz und stellt fest, dass sie mit dem Geld nicht auskommen wird, wenn der Junge noch studieren will. Außerdem braucht die Tochter Winterstiefel. Dann, so stelle ich mir vor, erinnert sich jemand in der Familie wieder an mich, und der Vater macht sich seufzend mit dem Strafblock auf den Weg. Heute Morgen war er wieder da.

Der Kritiker als Sandkorn

Zuerst sind da diese Zeitungsfotos: Sie zeigen die Direktoren mit zerzaustem Haar. Denn dann stehen sie auf dem Flughafen und empfangen die Stars. Die Direktoren wirken erleichtert. Oft haben sie vorher den Mund zu voll genommen. Mancher Schauspieler bleibt trotz Zusage einfach weg. Aber ein Festivaldirektor weiß: Erst das leibhaftige Erscheinen der Berühmtesten macht aus seinem Filmprogramm ein Fest.

Wie in Woody Allens »The Purple Rose of Cairo« treten die Stars aus der Leinwand heraus ins Leben. Ihretwegen werden vor dem Kino die Sperrgitter aufgestellt, hinter denen sich die Zuschauer drängeln, weil sie mit eigenen Augen sehen wollen, wie dünn und groß Julia Roberts wirklich ist. Sehr dünn und sehr groß. Ich weiß das, weil Julia Roberts einmal hinter mir saß. Im Zoo-Palast. Ich sah sie erst, als das Licht anging und sie aufstand. Es macht weiter keinen Sinn, aber dieser Moment bedeutet mir etwas.

Der Besucher von Filmfestivals, der selbst kein Star ist, kann mit Glück und Tricks wenigstens in die Nähe der Stars gelangen. »Zio! Zio!«, rief eine italienische Schuhverkäuferin, als Roberto Begnini an ihr vorbei ins Kino wollte. »Onkel! Onkel!« Der gutherzige Mann spielte sofort mit und schmuggelte die erfundene Nichte an der Kontrolle vorbei.